

Adi Mira Michaels

Julien



Geschichte
eines
Klosterschülers

Print on
Demand

Verlag des Instituts Drachenhau
Babenhausen

GayLe Geschichten

Tag Null, Abwarten



Admiral Benjamin Maria Michaels

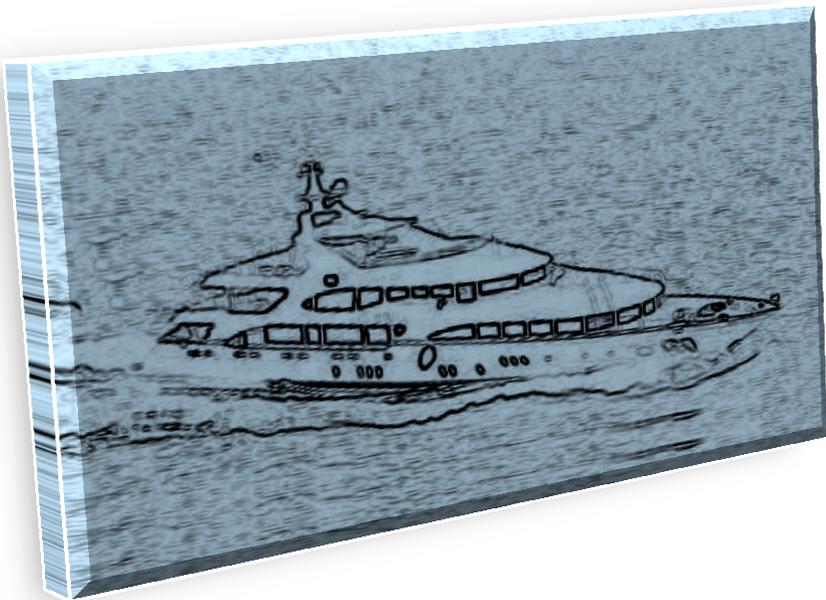
Ich lag mit meiner Jacht in einem kleinen Hafen in Frankreich.

*Nein, eigentlich ist das falsch, denn **WIR** lagen vor Anker, nicht nur ich alleine. Mir gehörte das Boot zwar, aber für eine 50-Meter-Jacht braucht man einen gelernten Kapitän und auch eine Mannschaft. Will ja nicht selbst jeden Tag die Decks schrubben, mir Kaffee zubereiten, Champagner kühlen, Austern öffnen oder die frisch gefangenen Fische grillen.*

Nicht, dass ich das alles nicht könnte, ich war nicht immer reich, ich habe in meinem Leben schwer gearbeitet. Auch als Küchenchef, zum Beispiel.

Auch jetzt bin ich eigentlich nicht reich und die Jacht gehört auch nicht direkt mir. Ich bin eher so etwas wie ein Vorstandsvorsitzender und die Jacht gehört zu meiner Firma. Welcher Firma? Nein, das lassen wir mal. Die hat hiermit nichts zu tun und gerade jetzt mache ich mal Urlaub von der Firma.

Die andere Zeit des Jahres arbeite ich im Vorstand, das Boot wird samt Mannschaft verchartert. So tragen sich die hohen Kosten fast alleine.



Oh, Ihr seid neugierig auf das Schiff? Na gut, dann will ich ein paar Sachen darüber erzählen.

Es ist eine mittelgroße Yacht mit nicht ganz 50m Länge, 8 Kabinen für 16 Gäste und eine sogenannte „Master-Suite“ für den Boss, also mich. Die Master-Suite ist größer als die anderen Kabinen und hat auch zwei Bäder, üblicherweise für „Sie“ und für „Ihn“, doch ich musste täglich die schwere Entscheidung treffen, ob ich die geräumige Schneckendusche oder das Bad mit der Whirlwanne benutzen sollte. NATÜRLICH waren die Bäder mit Marmor ausgestattet.

Bei den Gästekabinen haben wir bewusst nur eine Größe einplanen lassen, um die Gäste nicht zu klassifizieren. Wer hier gegen Geld mitfuhr, zahlte so viel wie jeder andere auch und sollte nicht benachteiligt werden. Auch die Gästekabinen waren luxuriös eingerichtet, mit edlen, auf Hochglanz polierten Hölzern (was für ein Fehler das war, sollte sich erst in der Monatsabrechnung der Putz-Crew zeigen), ebenfalls mit Marmorbädern, nur die vergoldeten Wasserhähne blieben mir allein vorbehalten.



Die Crew hatte ihren eigenen Bereich, lange nicht so gut eingerichtet, aber doch besser als auf den meisten Schiffen dieser Art. Schließlich sollten die ja das ganze Jahr darauf leben.

Nur der Kapitän hatte eine eigene Kabine für sich und gegebenenfalls seine Frau, die anderen 10 Mann schliefen in Doppelkabinen. Kein Wunder, dass die sich in den Gästezimmern breit machten, wenn mal kein Gast an Bord war. Ich kann es ihnen nicht verdenken.

Aus Sicht unserer Firma ist Seefahrt immer noch ein überwiegend männliches Terrain, weibliche Führungskräfte haben wir zwar an Land zuhauf, aber auf dem Schiff ein weiblicher Kapitän? – unvorstellbar. Auch die Crew war überwiegend männlich. Zumindest dem Geschlecht nach waren es sogar alle.

Da lagen wir also in dem kleinen französischen Hafen und warteten. Wir warteten auf die nächste Ladung Gäste, Gäste, die unser Schiff für einen 9tägigen Törn Richtung griechische Inseln gebucht hatten. Mal wieder die griechischen Inseln. Sie hingen mir schon zum Halse heraus, so oft war ich dort schon gekreuzt. Ich wäre lieber auf den Atlantik rausgefahren oder gar rüber in den Pazifik, doch im Sommer wollen alle Touris immer Richtung Griechenland. Da haben wir uns zu beugen, schließlich zahlen sie dafür.

So lagen wir im Hafen und warteten. Eigentlich sollten wir schon auf „hoher See“ sein, doch der Flieger der Gäste war wegen Maschinenschadens ausgefallen, der Ersatzflug fand erst einen Tag später statt.

Wir legten schon zwei Tage vorher hier an, mussten die „alten“ Gäste absetzen und außerdem komplett bunkern. Wasser und Abwasser sind ja kein Problem, das bereiten wir an Bord selbst auf, aber Gewächshäuser, Schweinestallungen oder Rinderhaltung gehören (noch) nicht zur Grundausstattung eines Schiffs.

So hatte die Mannschaft in den letzten Tagen genug zu tun, das Schiff auf Vordermann zu bringen, alles frisch zu putzen und zu polieren und ausreichend Verpflegung inklusive Champagner, Kaviar, Hummer, Austern, Edelfische, et cetera über die Versorgungsluke in die großen Kühlräume unserer Jacht zu befördern.



So lagen wir da im Hafen und warteten.

Wir lagen in Südfrankreich, es ist Ende Juli und das Wetter war laut Wetterbericht wolkenlos und sonnig. Komisch, dass es jetzt zur Mittagszeit da draußen so dunkel war und es wie aus Eimern schüttete. Da muss wohl am Wetter was falsch gewesen sein, denn ein Wetterbericht kann sich nicht irren.

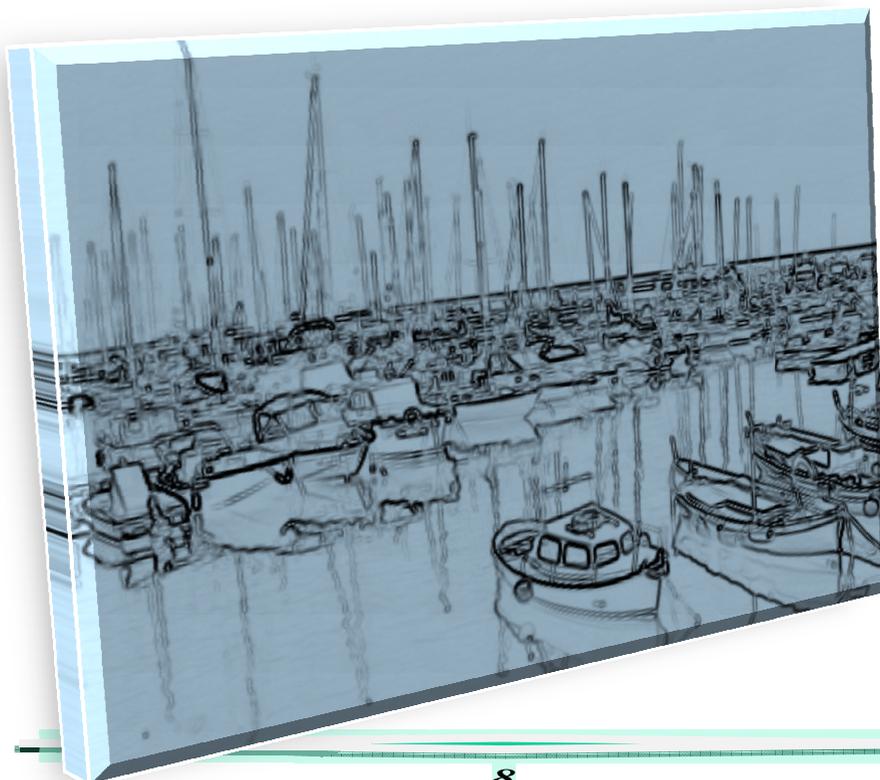
Die Crew hatte gerade noch rechtzeitig vor Gewitterausbruch die Aufleger von den Bänken und Sitzen an den Außendecks hereingeholt, nun aber waren alle innen im Schiff und taten so, als würden sie was tun. In der Küche wurde unser Crew-Mahl bereitet – wenn wir alleine sind, pflege ich mit der Crew zu speisen. Dann ist es nicht so langweilig und die Jungs müssen sich nicht in ihrer engen Mensa drängen. Unser Speisesaal hat nur 40qm – für eine Jacht ist das riesig groß.

Dank meiner Erfahrungen in landgebundenen Küchen hatte ich auch darauf hingewirkt, dass die Kombüse auf 25qm geplant wurde. Meist nur so groß, dass man den Mäusen die Schwänze hochbinden muss, damit sie herumlaufen können. Ich nenne sie auch Küche und nicht Kombüse.

Wie gesagt, die Crew war unter Deck, nur ich saß im großen Hecksalon, von dem Wetter durch eine jetzt geschlossene, automatische Glas-Schiebewand getrennt. Ich saß in einem der bequemen Ohrensessel und hatte mir den künstlichen Kamin eingeschaltet, was die Klimaanlage mit einer sofortigen Erhöhung der Raumtemperatur beantwortete – es sollte ja zumindest so aussehen, als ob der Kamin Wärme von sich gäbe.



Wie üblich, lag auch unsere Jacht mit dem Heck, also dem hinteren Teil, an der Kaimauer. Gut verzurrt an den Pollern und gegen die andere Schiffe und



Boote mit dicken Fendern geschützt; für alle, die sich mit Booten nicht auskennen: das sind eine Art Kunststoffflaschen, die Druck von der Seite aufnehmen können und zudem einen Abstand halten. Denn nichts ist schlimmer, als wenn bei Schlechtwetter in einem Hafen Boote ohne Schutz aufeinander krachen. Da sind die Millionen-teuren Jachten schnell nur noch Plastik- oder Metallschrott.

Unsere Jacht habe ich aus Holz bauen lassen, nicht aus Kunststoff, aber trotz vieler Schichten und der dicken Verleimung war ein guter Schutz immer besser. Wie auch in anderen privaten Situationen, kam mir der Gedanke.

Da saß ich also nun, im Salon, ein Gläschen Wein vor mir, ein gutes Buch in der Hand, der Kamin an, das Wetter außen scheußlich, ich hier innen gediegen und geschützt im Warmen. Das Buch war spannend, doch das Wetter außen ebenso und so zog es meinen Blick immer wieder nach draußen auf den menschenleeren Kai.

Ein Blitz schlug ein, irgendwo am Land, aber sehr nahe bei uns, denn gleich darauf donnerte es fürchterlich. Ich meinte fast, das Schiff erzittern zu spüren.

Irgendwo war es gut, dass sich unsere Charterer verspätet haben. Dieses Wetter wäre keine schöne Begrüßung gewesen. Doch hier in dieser Gegend wechselt es schnell, morgen ist es ganz sicher wieder freundlich.

Mein Blick schweifte ab und blieb plötzlich auf der Uferstraße hängen. Hatte sich da nicht etwas bewegt? Ein Hund, eine Katze? Ich bin so fürchterlich tierlieb (ja, ich bin auch gut zu Vögeln), ich kann kein Tier leiden sehen. Eine Katze, die bei diesem Wetter draußen ist, der kann es nicht gut gehen.

Außerdem hatten wir zurzeit keine Schiffskatze.

Ich stand auf. „Jean“, rief ich nach meinem persönlichen Butler. „Jean, bringe er mir doch bitte schnell mal meine Regenkluft.“

„Monsieur möchten ausgehen?“ fragte Jean ein wenig erstaunt. Doch seine Butler-Schulung ließ es nicht zu, den Ton auch zweifelnd klingen zu lassen.

„Ja, Jean, ich habe da, glaube ich, eine kleine Katze gesehen, die im Regen herumläuft.“

„Soll ich nicht lieber nach dem Tier sehen, Monsieur?“ fragte Jean, reichte mir aber schon meinen Südwester.

„Nein, nein, das muss er nicht. Ich mach das schon. Tut mir vielleicht auch gut, mal ein bisschen frisch gewaschene Luft.“

„Ich werde sofort Anweisung erteilen, die Klimaanlage zu überprüfen“, grinste Jean spöttisch.

Wir beide kannten uns schon sehr lange. Jean war schon in meinen Diensten, seit ich mir einen eigenen Diener leisten konnte, also schon einige Jahre. Ich bin nun bald 55 Jahre alt und da tut es gut, wenn jemand um einen ist. Frauen waren nie so meine Sache, zumindest nicht in meiner Nähe, und so war Jean wie zu einem Familienmitglied geworden. Ich möchte dabei aber betonen, dass zwischen mir und Jean nichts lief, das wäre unter meiner Würde und gegen seine Berufsehre gewesen. Nun ja, eigentlich nichts lief.

Natürlich aber kannte er mich bis in jedes Detail. Jahre später, als Jean mich aus gesundheitlichen Gründen verlassen musste, war es sehr schwierig gewesen, einen halbwegs geeigneten Ersatz zu finden.

Jean hatte mir auch einen Satz Gummistiefel mitgebracht – er dachte einfach an alles. An Bord einer Jacht läuft man nicht in Straßenschuhen herum, diese werden in wasserdichten Schränken aufbewahrt – außerhalb der geschlossenen Bauten, auf den Außendecks. Sehr praktisch, doch bei diesem Wetter ein Denkfehler der Konstrukteure.

Mit dem Regengummi bekleidet schlüpfte ich in die Schuhe, ging auf die Glaswand zu und diese öffnete sich mit einem leisen Zischen der Hydraulik. Hatte da mal wieder jemand den StarTrek-Sound der Türen abgestellt?

So geschmeidig, wie die Türen aufgingen, glitt ich hinaus in das Unwetter. Binnen Sekunden war meine Regenhaut nass und schon begann das Wasser, über die Beine in die Stiefel zu laufen. Na toll, das wird ein feuchter Ausflug. Ich werde mich wohl vollkommen umziehen müssen.

Vorsichtig ging ich auf dem hölzernen Oberdeck nach hinten, wo die Passarelle vom Schiff zum Pier führte. Auch sie war aus Holz und damit natürlich glitschig. Schritt für Schritt tastete ich mich nach vorne, fest an die gar nicht festen Seile geklammert, die den Handlauf darstellten. Die letzten paar Zentimeter schlitterte ich mehr als dass ich ging und landete endlich auf der festen Pier. Sie schwankte.

Nein, sorry, das konnte nicht sein. Wir hatten Gewitter, kein Erdbeben. Ich war es, der schwankte. Nicht wegen des Gläschen Weines, sondern weil meine Beine in den Tagen auf See sich daran gewöhnt hatten, automatisch den See-

gang auszugleichen. Bei den meisten Seebären, die erstmals wieder an Land gehen, sieht es so aus, als seien sie betrunken.

Ich schaute mich an Land um. Nichts war zu sehen, was sich bewegt hätte. Die kleine Katze, wenn sie denn wirklich da war, war offenbar schon längst unter einem Überbau verschwunden, nur der Wind und der Regen trieben ein paar Plastiktüten und eine leere Wasserflasche über das Pflaster.

„Miau“, rief ich leise, „Miau“. Keine Antwort. Na, ich würde auch nicht antworten, wenn mich bei so einem Mistwetter jemand lockte.

Ich drehte mich um, in Richtung Meer. Ah, da hinten wurde der Himmel schon wieder heller. Weiter draußen auf dem Meer sah ich schon die ersten Sonnenstrahlen, die Wasser zogen. Dann wird das Unwetter auch bald vorbei sein. Bald ja, aktuell aber noch nicht, was sich mit einem deutlichen Quatschen in meinen Gummi-Boots bemerkbar machte. Nun waren sie endgültig vollgelaufen. Auch egal.

Hinter der wieder geschlossenen Glasscheibe des Salons sah ich Jean stehen. Wenn der weiter so stocksteif da steht, bekommt er's wieder im Kreuz, fuhr mir durch den Kopf. Ich kann es nicht ändern, die Lehre war sehr prägend gewesen und, wie er mir einmal in einer sehr vertraulichen Minute verriet, auch sehr schlagkräftig. Sein Lehrmeister in der Butlerschule schien noch dem Rohrstock anzuhängen.

Links und rechts von unserem Prachtstück lagen auch noch Jachten, alle aber ein bisschen kleiner und ein bisschen schäbiger als unsere. Sie sahen eher aus wie Eigner-Jachten, also solche, die nur vom Eigner benutzt und gegebenenfalls auch gefahren werden. Dann hilft vielleicht ein Crewman an Bord, nicht aber eine ganze Mannschaft.

Aus dem Augenwinkel sah ich wieder eine Bewegung. Die Katze? Die Bewegung war schnell gewesen und als ich hinblickte, war wieder nichts zu erkennen. Aber irgendetwas hatte sich verändert. Ich wurde neugieriger. Nass war ich sowieso, also konnte ich nun auch ein paar Schritte gehen. Mit bei jedem Schritt laut gebenden Gummistiefeln – von Anschleichen konnte also keine Rede sein – ging ich in Richtung des Kai-Endes auf ein Haus zu. Und da sah ich es. Es war keine Katze, es war ein Junge, der unter einer Art Ladebrücke versuchte, sich vor dem Regen zu schützen.

Als er merkte, dass ich ihn entdeckt hatte, blickten seine Augen hektisch und angstvoll um sich, eine Fluchtmöglichkeit suchend. Ich war schneller und packte ihn am Arm.

„Was machst du denn hier, unter diesem Ladebereich? Gehörst du hierher?“

Der Junge sah mich mit schreckgeweiteten Augen an.

„Hallo, ich habe dich was gefragt!“

Der Junge antwortete immer noch nicht. Ich zog ihn unter dem Unterschlupf hervor, er wehrte sich nur matt und irgendwie kraftlos. Komisch. Ich sah ihn mir genauer an. Es war ein schlanker Junge mit fast unnatürlich bleicher Haut an den Armen, die patschnasse Kleidung klebte eng am klapprigen Gestell seiner Knochen. Wie alt mochte er sein, 15, 16? Er zitterte.

„Mon petit“, sagte ich zu ihm auf Französisch und viel freundlicher, „Du frierst ja. Du bist patschnass, du holst dir noch den Tod. Was dagegen, wenn ich dich auf mein kleines Boot einlade und du dich erst mal aufwärmen und trocken kannst?“

Der Junge sagte immer noch kein Wort.

„Kannst du nicht reden oder verstehst du mich nicht? Can you understand me? Mi puoi capire? ¿me pueden entender?“ versuchte ich es radebrechend.

„Ich bin so müde.“ Ah, der Junge verstand mich also doch und er konnte sogar reden. Aber seine Stimme betonte nur den Inhalt des Satzes.

Ich bemerkte, dass ich ihn immer noch fest am Arm hielt und ich lockerte meinen Griff.

„Komm mit“, befahl ich. Der Junge gehorchte willenslos.

Ich ging mit ihm zu unserer Jacht. Er schien mich schon beobachtet zu haben, als ich das Schiff verließ, denn er zeigte sich nicht erstaunt. Logisch, ich hatte ihn ja auch schon vorher gesehen, als er da außen herumschlich.

Der Regen ließ langsam nach und die Gangway war nicht mehr ganz so glatt wie vorhin. Ich führte den Jungen über den wackligen Steg auf das immer noch stampfende Boot. Er hielt sich erstaunlich gut, erschöpft wie er schien.

Die Glastür glitt auf und mein aufmerksamer Jean stand auch schon mit zwei flauschigen Bademänteln da. Einen in meiner Größe und – Gott weiß, woher er den hatte – auch einen ein paar Nummern schmaler für den Jungen.

Tropfend betraten wir den Salon und die Türen schlossen sich zischend. Immer noch ohne den StarTrek-Quietscher.

Jean drehte mich mit dem Rücken zum Jungen und half mir, mich aus meiner durchnässten Kleidung zu schälen. Ich zog den Bademantel über und sofort war es mir angenehmer. Die nasse Kleidung lag schon in einem Wäschekorb, den Jean offenbar auch mitgebracht hatte. Er denkt einfach an alles.

Nun wandte er sich dem Jungen zu und erstmals in der ganzen Zeit sagte er auch was.

„Du bist ja komplett durchnässt, mein Junge. Darf ich dir helfen, erst mal die nassen Sachen loszuwerden? Ich habe hier auch einen Bademantel für dich, dann fühlst du dich gleich besser.“ Wie er so sprach, hatte ich das dringende Bedürfnis, Jean einen Orden als beste Amme am Ort zu überreichen. So steif, wie er dank seiner Ausbildung mir gegenüber sein konnte, so eine herzliche und ehrliche Wärme klang nun in seiner Stimme mit.

Der Junge nickte und lies sich widerstandslos von Jean entkleiden. Nur die Unterhose fasste er mit beiden Händen.

„Kein Problem“, reagierte Jean sofort, „Du ziehst erst mal den Bademantel über und dann kannst du immer noch die nasse Unterhose ausziehen. Ich bringe die Sachen dann gleich in unsere Wäsche und in zwei, drei Stunden hast du alles wieder.“ Er sah sich die Sachen genauer an, „wenn du das überhaupt wieder haben willst.“

Der Junge schüttelte leicht den Kopf. Er bückte sich und zog aus seiner Hosentasche eine kleine Plastiktüte heraus. „Das und der Rucksack ist alles, was ich wirklich brauche“, sprach er zum ersten Mal an Bord und ein erneutes Zittern durchfuhr seinen Körper.

Jean stand bereit, ihn aufzufangen, wenn er kippen sollte, doch der Junge beruhigte sich wieder.

„Setze er den Jungen erst mal hin, gebe er ihm was zu trinken und zu essen und dann möge der Junge in einer der Gästekabinen ausschlafen. Er sieht total erschöpft aus.“

Jean quittierte den Auftrag mit einer Verbeugung in meine Richtung, nahm den Jungen an die Hand und führte ihn zum Esstisch.

„Ich sage gleich in der Küche Bescheid. Du hast schon ein paar Tage nichts gegessen?“ meinte er und der Junge nickte schwach. „Dachte ich mir schon. Ich bin gleich wieder da.“

Jean verschwand in Richtung Küche, ich war bereits auf dem Weg runter in meine Suite. Der Junge war in guten Händen. In ein paar Stunden werden wir mehr wissen, wenn er sich ausgeschlafen hat.



Einige Zeit später klopfte es an meiner Kabinentür und Jean trat ein.

„Den Jungen habe ich gepflegt und nun in Kabine 3 zum Schlafen gelegt. Ich musste ihn die Treppe runtertragen, so müde war er. Er hat gefuttert, als habe er zwei Tage nichts gegessen, aber trotzdem war er so leicht, dass ich ihn bequem tragen konnte. Irgendetwas stimmt da nicht und ich bin zu gespannt, was das ist.“

„Morgen werden wir das sehen, lieber Jean. Ich danke dir für deine mütterliche Fürsorge. Du hast aber in das Getränk für den Kleinen nicht zufällig deine berüchtigten K.O.-Tropfen reingetan, mit denen du sonst kleine Jungs fängst?“

Jean macht ein entsetztes Gesicht.

„Um Himmels willen, nein!“ rief er gespielt empört. „Erstens mache ich so etwas überhaupt nicht, zweitens ist das letzte Mal schon ein paar Wochen her und drittens hast DU diesen Jungen angeschleppt, nicht ich.“

Wenn wir alleine waren, pflegten wir einen warmen-freundschaftlich-kameradschaftlichen Ton. Das gestelzte Reden ist etwas für die Öffentlichkeit und ich muss sagen, es machte uns beiden immer einen Heidenspaß.



Der restliche Tag verging ruhig, das Wetter besserte sich zusehends und vom Abflughafen erhielten wir die Nachricht, dass alle unsere Passagiere in der Luft waren und pünktlich morgen gegen 11 eintreffen würden.

„Jean“, sagte ich zu meinem Diener. „Wir haben ein kleines Problem.“

Jean nickte. „Ich weiß, den Jungen.“

„Ja, den Jungen. Ich hätte ja nichts dagegen, wenn er mitkommt, aber mit allen Gästen sind unsere Kabinen vollständig belegt; nicht mal eine mit nur einer Person, aber wir könnten den Jungen auch schlecht zu einem unserer

zahlenden Gäste ins Zimmer einquartieren. Weder wissen wir, wer er ist, noch was los ist, noch kenne ich unsere neuen Gäste.“

„Ja, das ist wirklich ein Problem“, meinte Jean. „Vielleicht ist der Junge von zu Hause weggelaufen, vielleicht wird er von der Polizei gesucht, vielleicht hat er sogar was angestellt. Wobei das nichts Großes sein kann, so schwach, wie der war“, fügte er lächelnd hinzu.

„Nanu, doch schon wieder Muttergefühle entwickelt?“

„Ach, Unsinn, aber irgendwo rührt er etwas in mir, wenn er da so friedlich da liegt und schläft.“

„Du warst nicht doch schon wieder in seiner Kabine?“ fragte ich scharf.

„Aber doch nur um zu sehen, ob ihm auch nichts fehlt. Seine Kleidung habe ich auch schon hingebacht, wir haben in seiner Größe nicht viel Auswahl an Bord, genauer gesagt, außer dem Morgenrock gar nichts. Deine Kleidung, Adi, wird heute noch gebracht werden, du hast ja genug Auswahl.“

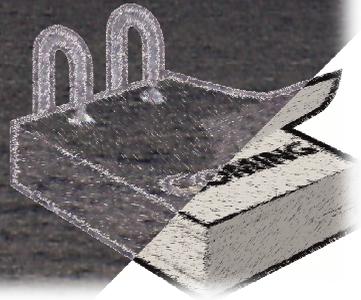
Ich hasse es, wenn er mich „Adi“ nennt. Er bezeichnet es als Abkürzung für meinen Titel, der von der Firma als „Admiral“ festgelegt wurde. Wohlge-merkt, von der Firma, nicht von der Seefahrt. So bin ich „Admiral Michaels“, laut Jean so benannt nach der prachtvollen Klinikchefin, die Dustin Hoffman im Film „Tootsie“ darstellte. Eine Gemeinheit – solche Haare habe ich nicht mal als Perücke.

„Ärgere mich nicht, Janine“, ärgerte ich ihn zurück. Er mochte es ebenso wenig, mit „Janine“ gerufen zu werden – einer unserer kleinen, internen Neckereien.



Nach einem leichten Nachtmahl begab ich mich in mein Bett und in einen langen, traumbewegten Schlaf. Was ich geträumt habe, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, dass da so ein spindeldürrer Junge drin herumlief, der aussah, wie Arthur in „Die Hexe und der Zauberer“ von Disney. Bin mal gespannt, als was sich „unser Arthur“ entpuppt.

Der nächste Morgen, erster Tag



Admiral Benjamin Maria Michaels

Ein kräftiger Sonnenstrahl kitzelte mich auf meiner Nase. Jean hatte an den beiden Flächenfenstern die Jalousie hochgezogen und die Sonne konnte mich so wecken.

„Guten Morgen, Gebieterin“, frotzelte er mich. „Wir haben ja wohl ganz toll geträumt. Schau mal, wie herum du im Bett liegst.“

Ich öffnete vorsichtig ein Auge. Die Decke über mir hatte ein anderes Muster als gestern Abend und mir wurde gewahr, dass ich mich um fast 180 Grad gedreht hatte.

„Oh Mann“, murmelte ich ganz ungrazil, „Das war aber auch ein Traum. Vermutlich bin ich die Hexe Madame Mim gewesen, die mit einer Virusinfektion im Bett liegt. Zumindest fühle ich mich heute so. Wie spät ist es, Jean?“

„Es ist acht Uhr dreißig. Frühstück steht schon bereit und du hast auch einen Gast.“

Schlagartig fiel mir wieder alles ein.

„Ach ja, wie geht es denn unserem Kinde?“ fragte ich. „Wissen wir schon Genaueres?“

„Ja und nein“, antwortete Jean. „Wir wissen nun erst mal, dass er Julien heißt und schon wieder einen Mordshunger hat. Wenn du dich nicht beeilst, hat er auch dein Frühstück weggeputzt und wenn du gedenkst, ihn an Bord zu behalten, dann müssen wir wohl deine Rationen kürzen.“ Er warf einen Blick auf die Rundungen, die ich langsam aus den Laken geschält hatte. „Wenn ich deine Figur so sehe, sollte der Junge dringend an Bord bleiben.“

Der Hausschuh verfehlte Jean um Haaresbreite, traf dafür aber eine Vase, die mit lautem Knall zu Boden ging und verblich.

Frisch geduscht, heute hatte ich mal die Schneckendusche gewählt, erschien ich gerade noch so rechtzeitig zum Essen, dass ich noch ein wenig Rührei und zwei Scheiben Toast abbekam. Natürlich hätte ich nachlegen lassen können, aber so Unrecht hat Jean ja nicht, was meine Figur betraf.

„Guten Morgen, Julien“, stellte ich mich vor, „ich bin Admiral Benjamin Maria Michaels, nenn´ mich einfach Ben. Hast du gut geschlafen?“

„Na, so Benjamin bist du eher nicht“, antwortete das Bürschchen erstaunlich keck. „Benjamin ist der ´Kleine´ und so müsste ich eher genannt werden, so dürr, wie ich mir heute im Spiegel entgegenblickte. Ich habe mich schon lange nicht mehr im Spiegel gesehen, ich bin ganz erschrocken. Dort, wo ich herkomme, gab es keine Spiegel“, fügte er hinzu und machte das Rätsel nur noch größer.

Bevor ich etwas darauf sagen konnte, fuhr er fort „Bist du dann eher Maria, als Ben?“ Er grinste breit.

Das wird ja heiter, dachte ich mir. So jung und schon so frech.

„Nu mal nicht so frech, sonst werfe ich dich noch hier im Hafen über Bord. Eigenhändig, das verspreche ich dir.“

Panik trat in die Augen des Jungen.

„Nein, bitte nicht“, flehte er voller Angst. „Ich kann auf keinen Fall mehr zurück, bitte lass mich an Bord bleiben. Ich bin auch gar nicht mehr frech.“

Ich grinste offenbar über beide Backen, obwohl mich dieser Gefühlsausbruch doch überrascht hatte.

„Ok, ok, ich tue dir ja nichts. Und du darfst auch frech sein, ich war das auch mein Leben lang. Ich hab hin und wieder eine hinter die Ohren bekommen – so oder so, aber ich habe mir meine Frechheit nicht abgewöhnt. Jetzt bin ich in einer Situation, in der ich selbst einem Präsidenten gegenüber sagen kann, wie unvorteilhaft er gekleidet ist und er kann nichts machen, als nur so schief zu grinsen, wie seine Krawatte sitzt.“

Der Junge verschluckte sich vor Lachen an einem Stückchen Rührei und bog sich über den Tisch.

„Du bist gut. Und danke. Ich habe schon lange nichts mehr zu lachen gehabt. Darf ich bleiben?“

„Das kann ich dir noch nicht versprechen. Ich weiß ja gar nichts von dir, woher du kommst, ob du was angestellt hast oder Ähnliches. Ich kann zwar einen Präsidenten kritisieren, aber die Polizei darf auch hier an Bord kommen, ohne, dass ich etwas tun kann.“

Wieder trat Panik in die Augen von Julien. „Nein, bitte keine Polizei. Ich habe nichts verbochen“, heulte er fast.

„Na, na, na, ich habe nicht gesagt, dass ich die Polizei holen würde, ich habe gesagt, sie kann kommen, ohne dass ich es verhindern darf. Aber jetzt ist es an

der Zeit, wenn du fertig gegessen hast, dass wir beide und Jean uns mal unterhalten, du weißt schon, mein Butler.“

„Ach ja, Janine“, grinste er wieder breit und der Schalk im Nacken durchdrang das Dunkle der Panik in seinen Augen. „Hab schon gehört, wie er genannt wird, von der Besatzung. Ist aber offenbar ein ganz Lieber.“

„Das will ich wohl meinen“ sagte ich, „er ist seit vielen Jahren mein Butler und ich habe volles Vertrauen in ihn. Es ärgert ihn, wenn man ihn ‘Janine’ ruft, doch es ist dann deine Sache, was er mit dir macht, wenn du ihn frotzelst. Richtig ist allerdings, dass ‘Janine’ nicht so ganz von ungefähr kommt“, fügte ich hinzu. Der Junge nickte wissend.

„Ich glaube ich weiß, was du meinst“, sagte er knapp, schluckte den letzten Happen noch runter, goss mit Kakao nach und warf die Serviette auf den Tisch.

„Danke erst mal für die beiden Essen, jetzt kann ich es wieder mit einem hungrigen Afrikanerkind aufnehmen.“ Ich grinste. Der Kerl hatte Humor.

„Darf ich in dem Bademantel bleiben oder muss ich die alten Sachen wieder anziehen. Jean hat sie mir schon wieder gebracht, aber ich mag sie nicht; ich erzähl dir dann auch, warum. Jean meinte nur, ihr hättet keine passende Kleidung an Bord. Aber Jean sagte auch, dass, wenn ich bleiben würde, dann würden wir auch da eine Lösung finden. Jean ist sehr nett zu mir.“

Jean, Jean, Jean! Ich könnte eigentlich eifersüchtig werden, aber ich bin ja selbst schuld, wenn ich die ganze Arbeit meinem Butler überlasse, statt mich selbst um den Jungen zu kümmern.

„Jean hat recht mit dem, was er gesagt hat. Und: du kannst auch erst mal im Bademantel bleiben. Am besten, wir gehen jetzt, wo du satt bist, in den Salon, hocken uns vor den Kamin, ich rufe Jean hinzu und dann erzählst du ein bisschen von dir.“

„Einverstanden, Monsieur“, kam es von der Tür. Jean hatte unhörbar den Raum betreten. „Im Salon ist der Kamin schon angezündet und drei Sessel stehen da.“

Wir gingen in den Salon und Julien machte riesige Augen.

„Mann, so groß hatte ich mir das nicht vorgestellt, als ich das Schiff gestern von außen sah. Von hier auf dem Schiff gestern Abend weiß ich nicht mehr viel, außer, dass ich Hunger hatte und etwas zu essen bekam. Und danke der Nachfrage“, er strahlte Jean mit seinen blauen Augen an, „ich habe sehr gut geschlafen.“



„Es freut mich zu hören, dass der junge Herr gut geschlafen hat. Nun würde ich aber zu gerne, wenn ich darf“, er blickte zu mir und ich nickte, „mal ein paar Fragen stellen. Keine Angst, die tun nicht weh, aber ich bin ganz früher mal bei der Polizei gewesen und kenne mich daher mit jungen Schwerenötern aus.“

Wieder verdunkelten sich die Augen von Julien und ich erwartete jeden Moment, dass er zu flennen beginnen würde. Doch er schluckte tapfer und nickte.

„Soll ich erzählen oder wollt ihr fragen? Darf ich euch überhaupt duzen oder soll ich ´Sie´ und ´Admiral´ sagen?“, fiel es ihm ein.

„Bleib ruhig beim ´du´. Erst mal zumindest“, beschwichtigte ich ihn. „Erzähl uns von dir aus. Wir fragen dann schon dazwischen.“

Julien setzte sich in seinem Sessel gerade auf und begann:

„Mein Name ist **Julien Hervé Baptiste de la Valle**, man nennt mich einfach Julien. Ich bin aus einem echten adligen Haus, doch meine Familie ist vollkommen verarmt und lebt mehr schlecht als recht von ein bisschen Landwirtschaft. Deshalb hat man mich, als ich 8 Jahre alt war, in ein Klosterinternat

gesteckt und dort einfach vergessen.“ Tränen stiegen in den Augen auf, Julien wischte sie mit dem Ärmel ab. Jean reichte ihm ein seidenes Taschentuch.

„Oh, so vornehm seid ihr hier?“ Julien war erstaunt. „Meine Großmutter hat mir davon erzählt, dass es auch bei uns mal seidene Taschentücher und goldenes Besteck gab. Doch das war lange vor meiner Zeit und Grand-mère ist gestorben, als ich sieben war. Kurz danach kam ich in das Kloster.

Ich sollte Priester werden und so blieb ich unter der Obhut der Mönche. Ich lernte fleißig, auch verschiedene Sprachen und natürlich Latein und Griechisch und war ein guter Schüler. Bis ich etwas älter wurde und es begann, dass sich zwischen meinen Beinen etwas regte.“ Julien wurde rot.

„Ähm, also, ich wusste ja nicht, was da passiert, denn wir haben das im Kloster nie gelernt. Wir sprachen zwar über Bienchen und auch über Frösche“, Jean grinste über alle vier Backen, „Doch Menschen waren kein Thema.

Nur unter uns Schülern konnten wir uns unterhalten. Auf dem Hof, im weitläufigen Park oder auch in der Nacht, im Schlafsaal. Dort aber nur ganz leise, denn immer hatte einen Mönch Aufsicht über uns Jungs. Es waren nur Jungen auf der Schule, alle sollten sie Priester werden.

Nun ja“, seufzte er, „was dann kam, könnt ihr euch vielleicht vorstellen. Eines Tages habe ich einen anderen Jungen da angefasst“, er deutete auf die Stelle, wo er eigentlich eine Hose tragen sollte, „und es hat mir Spaß gemacht. Nicht nur so ein bisschen Erregung, wie ich es empfand, wenn ich schon vorher meinen Pimmel auf der Toilette rieb, sondern mehr.



Das war die Zeit, als die Brüder anfangen, im Unterricht über die Sünden zu reden. Über die des Lügens und der Unkeuschheit. Über Stehlen und Unkeuschheit. Über Ehebrechen und Unkeuschheit. Und immer wieder über die Unkeuschheit. Wir Schüler lachten teilweise schon, wenn die Rede wieder auf ´das Thema´ kam, es war das Lieblingsthema einiger der Brüder. Und sie schmückten die Unkeuschheit mit wörtlichen Bildern aus, einer zeigte sogar mal ein Buch mit Zeichnungen von unkeuschen Taten zwischen

Jungs. Das Buch war schon ziemlich zerfleddert und die Ecken stark abgenutzt.“ Julien grientete.

„Wir wussten also sehr gut darüber Bescheid, was wir nicht tun sollten. Doch was sollen so viele Jungs auf einem Haufen sonst machen? Während einige von uns immer wieder versuchten, in das nahegelegene Mädcheninternat zu gelangen, blieben wir anderen unter uns und entledigten uns, natürlich mit fürchterlich schlechtem Gewissen, unseres unkeuschen Drucks.“ Er grinste noch breiter und der Bademantel zwischen seinen Beinen hatte sich etwas gehoben. Julien bemerkte dies und legte erschrocken die Hände darüber. Wir taten so, als hätten wir nichts bemerkt.

„Mit der Zeit stellte sich ein gewisser Unterschied heraus. Es gab welche, die es wirklich nur machten, weil sie keine andere Möglichkeit hatten und die anderen, die daran Freude empfanden. Ich gehörte zur letzteren Gruppe.

Wir haben immer befürchtet, dass wir mal erwischt werden und im letzten Jahr ist dies auch geschehen. Einer der Brüder hat uns entdeckt, wie wir hinter einer Hecke im Wald...“

Schamhaft brach Julien ab.

„... Jedenfalls packte er mich und meinen Freund André und schleppte uns zum Abt. Der hielt uns eine Strafpredigt, ermahnte uns und als Buße mussten wir auf den Knien das Wachs vom Kirchenboden kratzen und dabei ständig den Rosenkranz aufsagen. Laut.

Danach hatten wir erst mal keine Lust mehr und schon gar keinen Mut.

Die Erinnerung hielt eine ganze Zeit lang vor, aber – ich schäme mich ja, es zu sagen“, er blickte uns reuevoll an, „es wurde stärker als wir. Und wir machten es wieder. Was wir nicht wussten war, dass wir die ganze Zeit beobachtet wurden, wenn wir just nicht im Unterricht waren. Wir hatten gerade die Hosen runtergelassen, als schon ein Bruder auf zu zugeschossen kam und uns, diesmal mit heruntergelassenen Hosen, mehr hinter sich her schleifte, als uns laufen ließ. Diesmal ging es nicht erst zum Abt, sondern gleich in den Keller in ein kleines Verlies nur mit ein paar Holzbänken und etwas Stroh. Der Bruder peitschte unseren nackten Hintern mit einem Rohrstock, man sah, wie viel Freude es ihm machte, wir dachten, gleich kommt noch mehr, aber er hat sich dann mit einem nassen Fleck vorn auf der Soutane davon gemacht.

Wenn uns der Arsch nicht so weh getan hätte, hätten wir vermutlich lauthals gelacht.

Die Kerkerstrafe dauerte vier Tage, wir bekamen nur trockenes Brot und kaltes Wasser und mussten auf dem Stroh schlafen. Niemand durfte uns besuchen. Für unsere Notdurft war ein Eimer vorhanden.

Ziemlich gebrochen und stinkend führte man uns nach vier Tagen raus und den versammelten Schülern vor. Die Striemen an unserem Hintern waren noch zu sehen und so zog uns der Bruder, der uns auch geschlagen hatte, vor versammelter Mannschaft die Hosen runter und zeigte sein Werk. Wieder beulte sich seine Soutane hier vorne aus“, sagte er und deutete zwischen seine Beine, „aber keiner hat sich getraut, etwas zu sagen.

Danach haben sich die, die miteinander wirklich Spaß hatten, immer verabredet. Zwei oder vier durften dann im Gebüsch verschwinden, die anderen hielten die immer misstrauischer werdenden Mönche von uns fern. Mit Fragen zur Bibel, zum Unterricht oder, indem sie anderweitig Unsinn machten, der aber nicht bestraft werden konnte.“

Julien machte eine Pause.

„Vor fast drei Wochen dann hat mich ein Mitschüler angesprochen, ob ich nicht mal... und so weiter und ich empfand wieder diese verbotene unkeusche Lust. Er war von ´unserer Gruppe´, was wir aber nicht wussten, war, dass er sich als Spitzel verdingt hatte, um selbst einer Strafe zu entgehen. Das habe ich erst zu spät erfahren. Man muss ihn erwischt haben, wie er im Bett mit einem anderen herumspielte. Er führte mich an einen Ort, dort ließ er mich meine Hose runterziehen und an mir herumfummeln und schon waren zwei Brüder da, die mich schnappten. Es waren zwei andere als beim ersten Mal, aber wieder schleppten sie mich in den Keller.

Diesmal bekam ich keine Schläge, sondern eine andere, härtere Strafe. Ich hatte zwar mal die Bilder in dem Buch gezeigt bekommen, aber wenn du in der dritten Reihe sitzt und der Bruder vorne ein Buch von ungefähr dem Maß“, er zeigte mit den Händen ein Quadrat von ungefähr 20cm, „also ungefähr so groß zeigt, dann siehst du nicht sehr viel. Du kannst gerade mal etwas ahnen.

Der eine der beiden Brüder, Bruder Eusebius, hob seine Kutte hoch, darunter war er nackt und hatte schon einen Ständer. Den musste ich in den Mund nehmen. Gut, ich will ja nicht behaupten, dass das für mich neu gewesen wäre“, er wurde wieder puterrot im Gesicht, „aber der Schwanz war schmutzig und stank. Unter der Vorhaut war Käse, es war schrecklich. Den drückte er mir

in den Mund bis in den Rachen. Ich musste würgen, doch er ließ nicht locker. Er bewegte meinen Kopf hin und her, zwang mich, ihm einen zu blasen, so sagt man glaube ich und spritzte dann in meinem Mund ab. Mann, war das ekelig.“

Der Ekel stand ihm immer noch ins Gesicht geschrieben und die winzigen Härchen auf seinen Armen hatten sich aufgerichtet. Er blickte darauf und meinte, „Ah, Geflügel-Kampfanzug.“ Er lächelte bemüht.

„Ich kann schon wieder darüber reden, ohne gleich kotzen zu müssen. Es wird also schon besser.

Aber das war nicht alles. Das Verlies hatten die Mönche von innen abgesperrt, ich hatte also keine Chance zu entkommen. Schreien hätte auch nichts gebracht, das hört man durch die dicken Mauern nicht. Ich weiß, dass schon vor uns und vor mir hier Kinder eingesperrt waren, wir hatten in der Schule oder auch außen nie etwas von Schreien gehört.

Dann kam also der andere Mönch, Bruder Sebastian. Er hatte seine Kutte schon ausgezogen und an die Wand gehängt. Während Bruder Eusebius mich quälte, hatte er seinen Schwanz mit der Hand steif gemacht. Während Bruder Eusebius dabei still blieb, begann Bruder Sebastian zu reden, als er an mich herantrat. Sebastian befahl er, mich über eine der Bänke zu legen und zu mir sagte er: 'Da du ja so neugierig auf das Buch warst, dass du es geklaut hast, wirst du jetzt spüren, was darin stand.' Ich war baff. Ich und das Buch geklaut? Ganz sicher nicht. Doch widersprich mal einem Mönch, dann bestrafen sie dich noch härter. Außerdem hatte ich gar keine Zeit, denn Bruder Sebastian zog meine Hinterbacken auseinander und stieß seinen steifen Schwanz dazwischen. Das tat vielleicht weh, könnt ihr glauben.

Ich wusste schon vorher, dass man drauf spuckt oder Butter aufträgt – ganz ohne Erfahrung war ich nicht mehr, aber das hat er nicht gemacht. Er entlud sich nach einigen Stößen in mir, zog sich an und die beiden schlossen mich blutend und jammernd in dem Verlies ein. Diesmal bekam ich erst nach zwei Tagen erstmals etwas zu essen und zu trinken.“

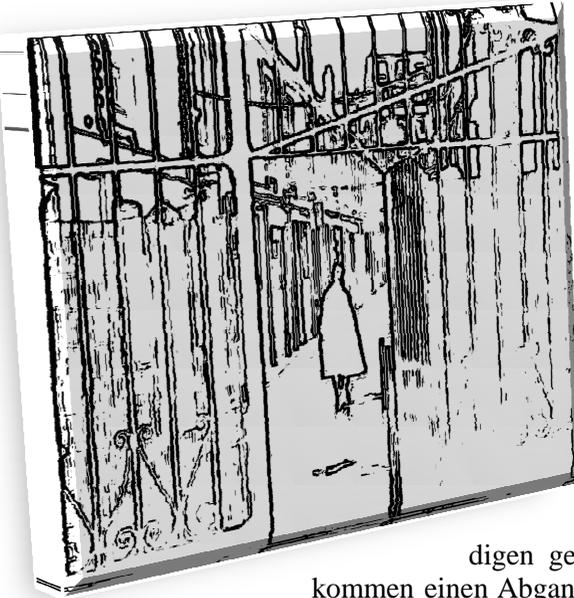
„Das ist ja die reinste Folter, das gehört angezeigt“, meinte Jean erschüttert. „Warst du auf der Polizei?“

Julien schüttelte matt den Kopf.

„Nein, war ich nicht. Das wäre auch sinnlos gewesen. Sie haben mich erst nach einer Woche wieder freigelassen, da war der Hintern schon wieder geheilt. Aber einen Mönch anzuzeigen, das bringt doch nichts.“

„Wo war das denn?“, fragte Jean.

„In einer kleinen Stadt in den Bergen“ antwortete Julien und nannte einen Namen, der mir nichts sagte.



„Ach, das sind ja fast 100km von hier“, meinte Jean erschüttert. „Und wie kamst du dann hierher?“

„Lass mich bitte weitererzählen“, bat Julien, „Das ist einfacher. Ihr werdet auch alles erfahren.“

Jean nickte.

„Mit diesen Tagen im Verlies war mir klar, dass ich keiner von denen werden wollte. Weder Mönch noch Priester.

Die sind alle so verlogen. Predigen gegen die Unkeuschheit und bekommen einen Abgang, wenn sie einen auspeitschen.

Oder sie vergewaltigen sogar. Ich hoffe, sie schmoren dafür in DER Hölle, die sie uns Kindern immer gepredigt haben.

Mir war auch klar, dass ich in diesem Internat nichts mehr zu suchen hatte. Wohin also. Zu meinen Eltern konnte ich nicht mehr. Zum einen hatten die mit sich selbst genug zu tun, zum anderen ist die Oma tot und außerdem wäre es noch eine Schande mehr für sie, wenn der Sohn aus einem wohl angesehenen Klosterinternat geflohen wäre.

Freiwillig ´entlassen´ hätten die mich nicht.

Also habe ich eines Nachts meine wenigen Sachen gepackt und bin über die Mauer abgehauen. Ich hatte mir noch beim Abendbrot ein paar Kanten Brot in einen Beutel gesteckt, damit ich nicht verhungere, aber sonst hatte ich nichts außer“, er blickte sich suchend um, „ach ja, das liegt ja im Zimmer, außer dem kleinen Beutel, den ich gestern aus der Hose zog.

Da ist ein Medaillon mit dem Bild meiner Großmutter drin und eine Abschrift einer Urkunde, die meine Herkunft belegt.

Ich habe mir gedacht, ich haue über das Meer ab, in irgendein fernes Land, suchen tut mich sowieso keiner. Vielleicht die Polizei für ein paar Tage, wenn die Mönche sie überhaupt informiert haben. Meine Eltern erfahren vermutlich gar nicht davon, dass ich nicht mehr dort bin.

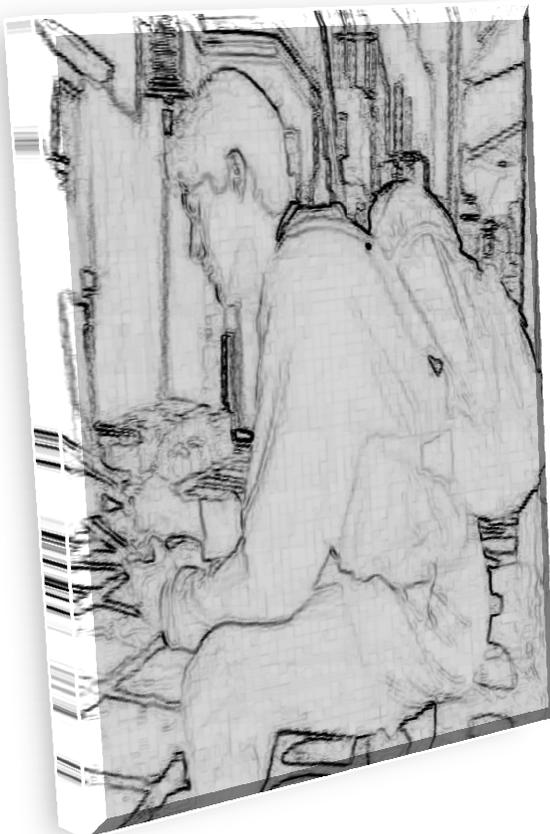
Aber ich bin mir natürlich nicht ganz sicher, ob mich die Polizei nicht wirklich sucht. Denn, ihr habt recht, ich habe etwas verbrochen.“ Er stockte. „Ich habe auf meiner Wanderung hierher zweimal Brot und einmal ein Stück Salami in einem Laden geklaut. Ich weiß nicht, ob das gesehen wurde, aber ich bin vor Hunger fast gestorben.“

Jean winkte ab.

„Das ist gar kein Problem. Selbst wenn man dich dabei erwischt hätte, jeder Richter in Frankreich hätte dich wegen Mundraubes aus Hunger frei gesprochen. Du hast ja nicht geklaut, um dich zu bereichern, sondern einfach nur, um zu überleben.“

Julien lächelte ihn dankbar an.

„Danke, dass du mir das so erklärst. Ich hatte schon Angst gehabt. Aber auf der anderen Seite, bis auf die Unterdrückung war unser Unterricht recht gut gewesen. Wir haben über das napoleonische Recht gehört und haben auch sehr viel Geographie gelernt. Deshalb wusste ich auch, in welcher Richtung das Meer liegt und wohin ich laufen musste. Ich habe mich nach der Sonne und großen Straßenschildern orientiert und nachts habe ich im Wald geschlafen. War auch nicht



unbequemer als im Stroh in dem Verlies.“ Wieder dieses gequälte Lächeln. Julien war sichtlich dabei, das frisch Erlebte zu verarbeiten.

„Einmal habe ich an einer einsamen Mühle geklopft und um etwas zu Essen gebeten. Der Müllersbursche war alleine in der Mühle, gab mir zu Essen und bot mir auch an, in der Mühle zu schlafen. Der Meister und die Meisterin seien für ein paar Tage nicht da, er müsse alleine arbeiten. Er hieß Albain Aimé. ‘Alle nennen mich AA, denen ist das Aimé zu intim – der Geliebte’ lachte er.

Er war sehr nett zu mir, ich konnte mich auch endlich mal wieder duschen und auch die Kleidung waschen. In der Nacht kam er dann in meine Kammer und verlangte seinen Lohn.

Es war ein großer, stattlicher junger Mann, so um die zwanzig und er sah sehr gut aus. Seine dunklen Haare hatten vom vielen Mehlstaub schon einen Grauschimmer, den er offenbar nicht mehr rausbekam.

Soll ich alles erzählen?“ fragte er zögernd.

„Wenn du möchtest, ja. Wir können es dir nachvollziehen, was du empfindest, das hast du sicherlich schon kapiert und wenn es dich erleichtert, dann erzähle“, meinte ich.

„Ja, das habe ich schon verstanden. Da habe ich wohl noch mal Glück gehabt“, meinte er mit einem Lächeln, das selbst einen Stein erweicht hätte. Trotz der dünnen Gestalt sah er plötzlich richtig groß aus.

„Na ja, ich war gerade ins Bett gegangen, als es an die Tür klopfte. Ich hatte nicht abgeschlossen – das war ich im Kloster nicht gewohnt, wir hatten ja keine Zimmer – und er trat gleich ein. Der Mond schien durch das einzige Fenster und beleuchtete seine Silhouette. Er hatte kein Hemd aber eine leichte Hose an und die Umrisse zeigten eine dicke Schwellung da vorne.

Er hatte also einen Ständer.

Er trat an mein Bett, sein steifer Schwanz stand waagrecht über meinem Kopf. Er meinte, ‘du weißt, was ich da habe’ und ich konnte nur nicken. Einerseits aus Angst, andererseits, weil mich dieser riesige Prügel faszinierte.

Er blickte auf meine Decke und meinte darauf, ‘ach, sieh mal an, da ist einer wohl aus einem bestimmten Grunde ausgerissen?’ Er griff unter die Decke und zwischen meine Beine und erfasste meine Erektion. Er rieb dran und meinte dann, dass ich wohl auch Lust hätte. Ein kleiner Lusttropfen bei mir bestätigte seine Annahme.